

land. In: Zeitschrift für Neuere Rechtsgeschichte 15/1993, S. 184-201

Kuhlmann, Carola: Erbkrank oder erziehbar? Jugendhilfe zwischen Zuwendung und Vernichtung in der Fürsorgeerziehung in Westfalen 1933-1945. Dissertation. Münster 1989
Landesregierung Schleswig-Holstein: Bericht zur Unterbringung und Zwangsarbeit von Kindern und Jugendlichen in ehemaligen Heimen der Landesfürsorgeerziehung. In: <http://www.landtag.ltsh.de/infotehek/wahl16/drucks/2100/drucksache-16-2187.pdf>. Kiel 2008 (Abruf am 22.2.2010)

LASH – Landesarchiv Schleswig-Holstein, Abteilung 372, Aktennummern 22, 23, 991

Ministerium für Soziales, Gesundheit, Familie, Jugend und Senioren des Landes Schleswig-Holstein: Dokumentation Runder Tisch mit ehemaligen Fürsorgezöglingen aus dem Landesfürsorgeheim Glückstadt. In: <http://www.schleswig-holstein.de/MASG/DE/KinderJugendFamilie/KinderJugendhilfe/AllgemeineInformationen/rundertisch1glueckst,templateId=raw,property=publicationFile.pdf>. Kiel 2008a (Abruf am 22.2.2010)

Ministerium für Soziales, Gesundheit, Familie, Jugend und Senioren des Landes Schleswig-Holstein: Dokumentation Zweiter Runder Tisch zur Fürsorgeerziehung der 1950er- bis 1970er-Jahre in Schleswig-Holstein. <http://www.schleswig-holstein.de/MASG/DE/KinderJugendFamilie/KinderJugendhilfe/AllgemeineInformationen/rundertisch2glueckst,templateId=raw,property=publicationFile.pdf>. Kiel 2008b (Abruf am 22.2.2010)

Möller, Reimer: Schutzhaft in der Landesarbeitsanstalt: Das Konzentrationslager Glückstadt. In: Benz, Wolfgang; Distel, Barbara (Hrsg.): Herrschaft und Gewalt – Frühe Konzentrationslager 1933-1939. Berlin 2002, S. 101 ff.

Potrykus, Gerhard: Kommentar zum RJWG, 1953. S. 372-379. Anlage Arbeitsdisziplin der Jugend, vom Reichsinnenministerium vom 16.12.1943

Das Kinderheim Schloss Dilborn

Meine Erinnerungen und mein Leben danach

Petra Fongern

Mein Leben nach Schloss Dilborn

Ich fange mit meinem Leben nach Schloss Dilborn an, weil ich zunächst erzählen möchte, was für ein Leben mir die Heimerziehung eingebracht hat. Die Leserinnen und Leser können aus der anschließenden Schilderung meiner Erlebnisse im Kinderheim erkennen, wofür und inwieweit die Heimerziehung ursächlich war. Denn nachdem der strenge Rahmen von Schloss Dilborn weg war, zeigte sich, dass ich zur Führung eines selbstständigen Lebens völlig unfähig gemacht worden war. Ich bin nach der Zeit in Schloss Dilborn durch fast alle Tiefen des Lebens gegangen: Drogen, Gewalttätigkeit, Diebstahl, Hehlerei, Obdachlosigkeit und schließlich Straffälligkeit. Ich war in der Gosse, so wie es mir die wütende Schwester *H.* in Schloss Dilborn so oft vorhergesagt hatte!

In der Jugendwohngemeinschaft, in die ich mit Erreichen der Volljährigkeit 1979 einzog, fand ich zunächst die Freiheit ganz toll. Kein Zwang, keine Bevormundung und Lügelei, keine Entwürdigung und keine Gewalt wie in Schloss Dilborn. Aber ich konnte aus eigenem Antrieb nichts entscheiden. Ich habe mich der Wirklichkeit oft verweigert. Dennoch habe ich mich dort eigentlich immer wohlfühlt. Ich habe dort geschaukelt, was die anderen natürlich ebenso gemerkt haben wie meinen Alkohol- und Medikamentengebrauch. Ich traute mich jedoch nicht, mit den anderen über all das zu reden, was in Dilborn geschehen war. Ich soll wie 13 ausgesehen haben! Ich habe mich auch in dieser Zeit noch von Dilborn schikaniert gefühlt: Ob ich in dem Dreckloch zurechtkäme, an die Frage von Schwester *H.* erinnere ich mich. Dort hätte ich meinen Knacks bekommen, sagte sie. Ich wollte nicht, dass die Betreuer der Jugendwohngemeinschaft das alles mitbekamen. Trinken ging leider weiter, Medikamente wie *Captagon* kamen hinzu. Auf Weisung des Vormunds musste ich dann in eine eigene Wohnung umziehen. Ich habe diese Wohnung nie geliebt. Ich fing 1980 eine Bäckerlehre an. Es war dort bekannt, dass ich aus dem Heim kam, mir wurden zu Unrecht Unregelmäßigkeiten zur Last gelegt. Ich hatte den Eindruck, dass die Bäckersfrau sich vor den Kunden für mich schämte. Dann bin ich mit einer Freundin nach Bayern fortgelaufen, wurde praktisch obdach-

los. Der Bäcker wollte mich aber nach dem Ende dieser Tour wieder aufnehmen, aber ich schämte mich und brach die Ausbildung ab. Ich wurde richtig obdachlos. Ich kam wegen eines Suizidversuchs, einer Alkoholvergiftung und Medikamentenmissbrauchs (Captagon) mehrfach ins Krankenhaus. Ich habe natürlich auch Rezepte gefälscht.

Ende 1980 bin ich für kurze Zeit zu einem Betreuer in dessen Familie gezogen. Ihm war mein „Fall“ schon bekannt. Der hat mich, als ich buchstäblich auf der Straße war, aufgenommen. Dann hat er mir eine neue Wohngemeinschaft vermittelt. Ich habe in einer Lederfabrik gearbeitet. Dabei ist mir aufgefallen, dass ich schwere Gleichgewichtsstörungen hatte, dass mit meinen Ohren etwas nicht stimmte. Ich wurde operiert, zwei Perforationen des Trommelfells waren festgestellt worden. Die Krankheit hat mich schließlich den Arbeitsplatz gekostet. Ich begann wieder zu trinken und habe gestohlen. Da begann die schlimmste Zeit meines Lebens, ich bin richtig abgesackt. Ich wurde bei Beschaffungskriminalität erwischt. 1982 wurde ich zur Vermeidung einer Gefängnisstrafe gerichtlich für zwölf Monate in eine Zwangstherapie nach Duisburg geschickt, die ich aber nach acht Monaten abgebrochen habe. Dort waren fast nur schwere Knackis und Zuhälter. Ich hatte Angst, allein in meinem Bett zu schlafen.

Meine Unfähigkeit, Beziehungen einzugehen, war mir damals noch nicht bewusst. 1983 begann ich ein Verhältnis mit einem Sozialarbeiter, der mich betreute. Dankbarkeit für die Hilfe in der Schule war mein Motiv, denn ich hätte die Schule ohne diese „Hilfe“ nicht geschafft. Weil die Beziehung aufzufallen drohte, hat er sie abgebrochen. Meine Welt stürzte zusammen, was heftige Gewaltreaktionen bei mir ausgelöst hat. Davon habe ich einen weiteren Ohrschaden, diesmal auf dem anderen Ohr, davongetragen. Ich bin in der Stadt mit einer Pistole herumgelaufen!

Ich wohnte dann mit einer Freundin in einer gemeinsamen Wohnung, konsumierte wieder Drogen und habe mir dann mit Messern Verletzungen beigebracht. Natürlich haben wir uns mit Stopfnadeln tätowiert. Als ich einmal aus Holland kam, wurde ich mit Drogen im Gepäck von der Polizei festgenommen. Das Gerichtsurteil verlängerte meine Zwangstherapie um sechs Monate, die ich bei der Drogenberatung in Viersen verbracht habe. 1984/85 konnte ich in der Abendschule die Fachoberschulreife machen. Dann folgte eine Schreinerlehre in überbetrieblicher Ausbildung bis 1989. Während dieser Zeit, etwa 1986, lernte ich einen Partner kennen, der sich

dann später als Spieler entpuppte. Auf der anderen Seite hat er alles für mich getan, war sogar eher übervorsichtig. Ich bin 13 Jahre lang, bis 2000, mit ihm zusammengewesen. Ich habe versucht, mit ihm klarzukommen, und soviel Geld wie möglich zu verdienen. Damit war ich völlig überfordert, was ich aber nicht wahrnehmen konnte. Aber auch er hat mich nicht wirklich ernst genommen. Wir haben uns geliebt. Am Ende hat er mich auch noch mit einer finanziellen Katastrophe zurückgelassen. In der Zeit um 1988 hatte ich Panikattacken, Albträume und Angstzustände. Ich begab mich in eine psychiatrische und neurologische Behandlung, die mir sehr geholfen hat. Ich bin bis 2004 bei einem Arzt in Behandlung geblieben, dem ich vertrauen konnte. Nach der Ausbildung zur Schreinerin war ich zunächst arbeitslos, bis ich Arbeit im Volksverein Mönchengladbach fand, einer Institution, die das Ziel hat, Arbeitslose und Behinderte wieder in Arbeit zu bringen. Es folgte dann ein Praktikum in einem Altenheim in Mönchengladbach, das zur Zufriedenheit der Heimleitung und auch zu meiner eigenen gut gelaufen ist. 1991 besuchte ich die Altenpflegeschule in Lobberich. Schluss mit Drogen, ich wurde gebraucht!

Von 1995 bis 1998 hatte ich dann die Stationsleitung in einem Altenheim inne. Ich verdiente hervorragend. Ich schien es geschafft zu haben, wurde aber schließlich gemobbt. Wie so oft in meinem Leben folgte der Überforderung Versagen und es kam zu einer schlimmen Retraumatisierung. 1998 bis 2004 bezog ich eine Erwerbsunfähigkeitsrente und bin bis heute 50 Prozent schwerbehindert. Ab Oktober 1999 habe ich für vier Monate eine Kur in einer Klinik für Psychosomatik gemacht. Mein Thema dort war: zurück in die Stationsleitung im Altenheim, zurück zu meinem Partner W. oder ein Leben ohne andauernde Überforderung. Ich sah ein, dass es nur die letztere Möglichkeit für mich gab. Aber ich traute mich nicht, W. ade zu sagen und im Altenheim zu kündigen. Ich fiel wieder in ein tiefes Loch. Ich wurde nach Gerolstein in die Psychiatrie überwiesen. Ich versuchte, WC-Reiniger zu trinken. Ich versuchte, mir mit einer Scherbe die Pulsadern aufzuschneiden. Ich wurde dort im Bett fixiert und mir wurden Waschlapen um die Nase gedrückt, damit ich die verordneten Tabletten einnehme. Nur der Hilfe eines Betreuers aus Viersen, der meinen Fall kannte, verdanke ich es, dort weggeholt worden zu sein. Ich kam mit Verdacht auf Hirnhautentzündung nach Viersen in die Psychiatrie. Ich wurde eingeliefert, obwohl ich schlicht und einfach viel zu viele Psychopharmaka bekommen hatte. Beschäftigungstherapie, Sport, Schwimmen haben mich wieder auf

die Beine gebracht. Therapien habe ich in dieser Zeit auch auf eigene Kosten gemacht, zwei Jahre lang bin ich nach Mayen/Polch gefahren, eine Praxis, die ich schon zuvor kennengelernt hatte.

Ich konnte dann auch wieder probeweise beim Volksverein Mönchengladbach arbeiten. Ab 2004 wollte ich wieder arbeiten, zunächst in kleinerem Umfang als ambulante Altenpflegerin, später in Vollzeit. Ich habe dabei wohl die für mich offensichtlich richtige und angemessene Form einer nahezu selbstständigen Tätigkeit gefunden und konnte dann mit meinen Problemen fertigwerden. Arbeiten in Strukturen, wie sie auch in dem Altenheim herrschten, in dem ich seinerzeit gearbeitet hatte, erinnern mich offenbar zu sehr an Schloss Dilborn.

Seit 1994 habe ich mich bemüht, mit dem Orden wegen der Umstände in Schloss Dilborn in Kontakt zu treten. Erst 2006 kam es zu einem Gespräch, über das der Orden ein Protokoll versprach, ich warte bis heute darauf. Klar, ich habe selbst ein Protokoll gemacht! Man erinnere sich nicht, man hätte nichts bemerkt, ich möge verzeihen und neu anfangen, so habe ich dieses Gespräch empfunden. Kein Bedauern, wenig Mitleid, keine Entschuldigung! In jener Zeit sei die Erziehung halt anders gewesen als heute, musste ich mir anhören. Die Damen mögen ihre eigene Erziehung vielleicht so empfunden haben, normal war das, was in Schloss Dilborn abgelaufen ist, jedenfalls nicht. Mein Partner berichtet mir heute noch von den äußeren Zeichen meiner wilden, schrecklichen Traumerlebnisse.

Die Zeit in Schloss Dilborn

Diesen Bericht entnehme ich weitgehend der Darstellung, die ich im Verfahren gegen den Landschaftsverband Rheinland betreffend die Ablehnung meines Antrags auf Entschädigung (in meinem Fall ist eine Entschädigung ohnehin nur in Analogie zum

Opferentschädigungsgesetz, OEG, möglich) vor dem Sozialgericht habe vortragen lassen. Meine Ausbildung war nicht so, dass ich mich „gerichtsfest“ auszudrücken gelernt hätte. Auch jetzt noch löst der Ausdruck „Heimkind“ Emotionen in mir aus. Ich bin wie jede andere, ich will diesen Stempel auch heute nicht und eigentlich nicht dazu beitragen, dass er sich einbürgert! Dabei will und kann ich meine Eltern und deren Unverantwortlichkeit nicht beschönigen: Aber was bedeutet denn in meinem Fall ganz praktisch „Die Würde des Menschen ist unantastbar“? Habe ich nicht Anspruch, als Individuum ohne Stempel meiner Herkunft behandelt zu werden?

Ich wurde am 22. Dezember 1960 in Viersen geboren. Bei meiner Geburt lebten in unserer Familie nur meine Schwester *B.*, die zehn Monate älter als ich ist, und ich. Die anderen sieben Kinder waren in verschiedenen Heimen untergebracht, mit Ausnahme von *R.*, die bei meiner Oma erzogen wurde. Nach meiner Geburt kamen noch fünf weitere Geschwister, die zu Hause lebten und nicht in ein Heim eingewiesen wurden. Drei Tage nach der Geburt sollen meine Schwester *B.* und ich wegen unseres schlechten Ernährungs- und Gesundheitszustands ins Krankenhaus eingeliefert worden sein. Vom 12. Juni 1961 an bin ich mit Unterbrechungen bis Anfang 1979 im Kinderheim Schloss Dilborn, Brüggen, aufgewachsen.

Ich habe, so steht es in den Akten, ab 1968 die katholische Grund- und Volksschule im Kinderheim Schloss Dilborn besucht. *B.* und ich waren offenbar besonders schwierige Kinder, was bei unserer Herkunft und den Umständen wohl kein Wunder war. *B.* wurde weg von mir in die letzte Bankreihe gesetzt, was ich nicht verstehen konnte. Ich bin während des Unterrichts gelegentlich zu ihr gegangen, um mit ihr zu spielen. Heute weiß ich, dass sie wohl wegen eines Sprachfehlers für minderbegabt gehalten wurde. *B.* wurde von anderen Kindern oft gehän-

Über 30 Jahre dokumentierte Fachdiskussion Über 30 Jahre Sozialwissenschaftliche Literaturdokumentation

- ▶ Onlinezugang in über 200 Hoch- und Fachhochschulbibliotheken
- ▶ Individuelle Beratung und Recherche mit Dokumentenlieferung

DZI SoLit

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI

www.dzi.de

selt. Ich bin gegen die anderen Kinder aggressiv geworden. Ich wurde dafür natürlich ebenfalls bestraft, und zwar mit der üblichen Methode: ohne Essen ins Bett, Karbause und Entzug des Kontakts zu *B.*

Ich hatte einen Unfall auf dem Spielplatz in Schloss Dilborn. Ich habe meine Schwester auf einem Schaukelpferd, das auf einer Wippkonstruktion aufgehängt war, mittels des Griffs am Schwanz des Pferdes angeschubst. Ich habe etwas fester gedrückt, weil *B.* mich darum gebeten hat. Auf einmal stand das Pferd hochkant in der Luft und stürzte nach unten auf meine Knie. Zwei Dorne habe ich in meinem Oberschenkel gespürt, das Blut spritzte und ich schrie. Der Lehrer *C.* kam, ebenso Schwester *H.*, sie hat die Wunde mit einem Handtuch bedeckt und mich ins Krankenhaus Waldniel gefahren. Dabei hat sie mich andauernd beschimpft: Ich hätte eine Tracht Prügel verdient und ich sei an dem Unfall selber schuld. Ich hatte die ganze Zeit Angst zu verbluten. Die furchtbare Narbe ist heute noch sichtbar. Ich musste das Bein sehr lange gestreckt halten und lag in dieser Zeit in einem Kinderwagen.

Kurz vor meinem Geburtstag 1968 wurde der Versuch unternommen, mich in einer Pflegefamilie in Kaldenkirchen unterzubringen. Die Pflegefamilie hatte sieben eigene Kinder. Mir fehlte *B.* sehr. Ich wurde aggressiv und fühlte mich deswegen allein, auch in dieser großen Familie. Das Haus kann ich heute noch detailliert aufzeichnen, obwohl ich nicht mehr da gewesen bin. Ich war nur drei Wochen da, die Pflegefamilie soll mich dann mit einem Kofferchen vor der Pforte von Schloss Dilborn abgesetzt haben. Ich kann mich nur sehr schwach daran erinnern. Schwester *H.* hat mich vor der Gruppe fertig gemacht. Weil ich so frech sei, wolle mich niemand haben. Sie hat mir also die Schuld an dem Ende der Pflege gegeben, und zwar vor der ganzen Gruppe, und mich sofort in den abgedunkelten Schlafsaal gesperrt.

1969 zog die Gruppe in einen Neubau um, wir hießen dann „Immerfroh“. Ich schlief mit drei Mädchen im Zimmer. Frau *W.*, eine Betreuerin, die als Jugendliche in diesem Heim selbst einige Jahre untergebracht war, hat mich, ebenso wie Schwester *H.*, oft so geschlagen, dass ich blaue Flecken davongetragen habe. Ich schämte mich in der Schule dafür. Frau *W.* hat eine andere Erzieherin hinzugezogen, wenn sie glaubte, mit mir nicht fertigzuwerden. Ich wurde auf den Rücken gelegt und eine Erzieherin kniete sich auf meinen Rumpf und kniff mir in beide Oberarme, während die andere die Beine festhielt, mit denen ich gestrampelt habe, um mich zu weh-

ren. Davon blieben natürlich auch blaue Flecken zurück. Ich habe die Erinnerung, dass das den beiden regelrecht Spaß gemacht hat. Dies geschah im Hausflur des Neubaus, nicht in den Gruppenräumen. Regelmäßig wurde ich auch mit Essensentzug bestraft. Ich erhielt nur Wasser und trockenes Brot oder ich musste abends ohne Essen ins Bett. Das Essen wurde mir vorgesetzt, ich aß es nicht und es wurde mir am nächsten Tag kalt wieder vorgesetzt. Ich musste, wie alle anderen auch, von Brot den Schimmel abkratzen und das Brot dann essen. Noch heute kann ich keinen Schimmel riechen.

Ich wurde von den Erziehern und Erzieherinnen immer zum Sündenbock für alles gemacht, was in der Gruppe schief ging, ich war einfach an allem schuld. Infolge des Essensentzugs war ich oft in der Schule hungrig und ich begann zu stehlen, um mir Essen zu kaufen. Ich stahl bei Kindern meiner Gruppe oder in der Schule, hauptsächlich aus Mänteln oder aus Jacken, Süßigkeiten und Geld. Ich habe auch Spinde aufgebrochen, sie aber wieder raffiniert verschlossen, so dass es nicht gleich auffiel. Ich erinnere mich, dass ich sehr schmerzhaftes Mittelohrentzündungen auf beiden Ohren hatte und auch deshalb nachts oft geschrien habe. Ich erinnere mich an Ohrlaufen, das fürchterlich stank und die anderen Kinder störte. Ich erhielt Tabletten gegen den Schmerz, damit ich schlafen und die anderen nicht wecken konnte. Wir durften nie krank sein, also wurde ich zunächst mit Hausmittelchen „kuriert“; ich erinnere mich auch an Besuche bei *Dr. T.* in Mönchengladbach. Die Schläge auf den Kopf wurden unverändert fortgeführt. Ich erinnere mich daran, dass ich von Schwester *H.* bei Schulaufgaben oder auch beim Essen von hinten Schläge auf das linke Ohr erhielt. Über die Ohrenschmerzen nach solchen Attacken traute ich mich nicht, etwas zu sagen, weil ich dann zu hören bekommen hätte, ich würde mich nur anstellen. Ich erinnere mich an eine spezielle Quälerei durch Frau *W.*: Mit den Worten „Ich habe da einen Vogel gesehen, der war sooo groß!“ breitete sie mit Schwung ihre Arme in der Weise aus, dass, wenn ich in ihrer Nähe war und nicht schnell wegkam, ihre Hände bei mir im Gesicht landeten.

Ich erinnere mich an sogenanntes Kachelknien, eine besonders schlimme Strafe. Ich musste niederknien, dabei die Hände hinter dem Rücken schließen und durfte mich nicht auf die Fersen setzen. Schwester *H.* nähte dabei und kontrollierte mich. Nächtlicher Toilettenbesuch war auch in dem Neubau, in den die Gruppe umgezogen war, untersagt, das Zimmer war abgeschlossen. Auch Bettnässen wurde bestraft:

Wir wurden morgens kalt abgeduscht und mussten das Bett abziehen. Zur Strafe wurde mir nach einem Bettnässen ein sehr raues Leinentuch zwischen die Beine gewickelt. Dies geschah dann insbesondere auch bei Aufhalten außerhalb von Schloss Dilborn. Ich erinnere mich an die Jugendherberge in Ottobeuren im Allgäu. Ich habe infolgedessen wohl auch oft Blasenentzündungen gehabt. Die Erkrankung wurde in Schloss Dilborn nicht ärztlich behandelt, daher ist sie chronisch geworden und ich leide heute noch darunter. Weil ich nachts nicht auf die Toilette konnte, weil alles abgesperrt war und kein Eimer auf dem abgeschlossenen Zimmer war, habe ich in die Pampers der kleinen Kinder (die kleine Y. schlief auf dem Dreierzimmer mit mir) gemacht. Auf diese Weise benutzte ich noch im Alter von 15 Jahren, als ich in das Internat umzog, Pampers und war inkontinent.

Wenn ich mich nachts übergeben habe, rief Schwester H. in den Raum, ich solle den Mund halten und schlafen. Wenn sie aufstehen würde, wäre was los. Wir konnten den Raum nicht verlassen, weil er zugesperrt war. Eine Toilette, in die ich hätte mich übergeben können, gab es in dem Raum eben nicht. Die Übelkeit überfiel mich, wenn ich Hunger hatte, weil ich nichts zu essen erhalten hatte, oder wenn ich Leibschmerzen hatte. Oft habe ich mich, nachdem ich das Bett vollgekotzt hatte, nicht getraut zu rufen, weil ich Angst vor Strafe hatte. Am Morgen musste ich dann zur Strafe das Bett abziehen. Wir mussten immer in Sammelduschen und immer in Wollhosen duschen, waschen unter der Wollhose war tabu. Ich erinnere mich, dass ich wegen mangelnder Hygiene mit dem Kopf in ein Waschbecken gedrückt wurde und solange unter Wasser gehalten wurde, bis ich nach Luft schnappte, mich wild wehrte und dann losgelassen wurde. Die Haarwäsche, und oft nicht nur die, erfolgte regelmäßig mit Schmierseife, um zu sparen, so die Erziehenden. Die Seife wurde denselben Zehn-Liter-Eimern wie die Schmierseife zur Bodenreinigung entnommen. Wir haben ja selbst die Bodenreinigung gemacht. Wir mussten im Alter von elf und zwölf Jahren die Gruppenräume putzen, auch oft zur Strafe. Wenn meine Putzarbeiten nicht ordentlich waren, schüttete Schwester H. drei volle Putzeimer Wasser in den Essraum und dann musste ich erneut alles mit dem Wischlappen aufwischen. Auch dabei wurde auf mich eingedroschen, ich meine, weil ich es auch dann noch nicht gut genug machte.

Wenn ich nach meinen Eltern gefragt habe, erhielt ich zur Antwort, dass ich schon längst unter der Erde wäre, wenn ich nicht hierher gekommen wäre. Erst

vor meiner Übersiedlung in die Jugendwohngemeinschaft zeigte mir Schwester H. meine Personalakte. Weil ich in der Geburtsurkunde las, dass von einer *Petra Schillers* die Rede war, habe ich ihr gesagt, das sei nicht meine Akte, worauf sie wütend reagierte. Über ein Urteil des Landgerichts Mönchengladbach über die Ehelichkeitsanfechtung meiner Geburt wurde ich nicht aufgeklärt, das habe ich erst später erfahren. Ich war seit dieser Zeit tief über meine Identität verunsichert. Ich weiß nicht mehr, aus welchem Grund nach einem Besuch von mir im Jugendamt in Viersen ein Streit mit Schwester H. entstanden ist. Ich habe dort Fragen zu meiner Familie gestellt und auch Antworten erhalten, die Adresse meiner Familie wurde mir aber nicht mitgeteilt. Als mich Schwester H. vor der Gruppe fragte: „Na, was macht denn deine Zigeunerfamilie?“ bin ich ausgeflippt und habe ihr das Häubchen vom Kopf gerissen.

Ich erinnere mich an Sprüche von Schwester H. und Frau W., vor der ganzen Gruppe, ich sei so doof wie ich lang sei, und noch doofer als meine Schwester B., seit Jahren spränge mir die Frechheit aus den Augen, das hätte sich schon im Kleinkindalter gezeigt. Sie sagten vor der ganzen Gruppe, ich käme aus einer Zigeunerfamilie. Und wenn ich nicht bei ihnen gelandet wäre, wäre ich lange unter der Erde, ich landete doch sowieso in der Gosse. Ich würde jedenfalls hinter Schloss und Riegel landen. Ich würde die Gruppe schlecht beeinflussen. Ich habe in der Tat damals diese Wertungen ernst genommen und geglaubt, und nur noch Angst gehabt.

Oft war Frau W. schon morgens schlecht gelaunt und aggressiv gegen mich, nur die Lieblingskinder hatten es gut und das hat mich erst recht aggressiv gemacht. Ich habe auch mitbekommen, wie Schwester H. Frau W. fertiggemacht hat. Wenn Frau W. uns etwas Gutes getan hatte, beispielsweise einen Fernsehfilm hat ansehen lassen, dann wurde sie angeschrien, sie brächte die Gruppe durcheinander, und sie wurde dann weggeschickt, oft hat Frau W. geheult.

Ich erinnere mich an die Suche nach Eicheln in meiner Kindheit. Ich hatte sozusagen keine Ferien, denn wir hatten zu arbeiten. Zwei Eimer wurden an das Fahrrad gehängt und wir suchten Eicheln, zum Beispiel auf dem Gelände der Hardter Wald Klinik in Mönchengladbach, in Lüttelforst und auch in Roermond in den Niederlanden. Die Strecke dahin sind wir bei Wind und Wetter mit dem Fahrrad gefahren. Schwester H. hat die vollen Eimer dann mit dem VW-Bus abgeholt. Manchmal mussten wir die Eimer

auch am Lenker die ganze Strecke nach Schloss Dilborn zurückbringen. Es war oft schon dunkel, ehe wir nach Schloss Dilborn kamen. Ich kam mir dann oft recht ausgesetzt vor. Uns wurde ein besonders schönes Geschenk zu Weihnachten für diese Arbeit angekündigt; ich warte darauf heute noch, denn nur die Lieblingskinder haben etwas bekommen.

Zu einer späteren Zeit, ich war wohl schon 13, haben wir den halben Tag mit Erdbeerenpflücken verbracht. Das war in Roermond. Wir waren öfter da, es war 1974, im Jahr der Fußballweltmeisterschaft. Als wir mit dem Fahrrad nach Schloss Dilborn fahren mussten, konnte ich vor Müdigkeit und Schmerzen von der Arbeit auf dem Feld in gebückter Stellung nicht mehr treten. Die Zwillinge A. und J. haben mich gemeinsam nach Schloss Dilborn gezogen. Ich wurde von Schwester H. beschuldigt, mich nur anzustellen, weil ich ja nur faul sei. Am Abend steigerte sich mein Schmerz und es wurde Dr. P. gerufen. Es war vorher einmal ein Mädchen ebenfalls an Blinddarm erkrankt. Die Erkrankung wurde bei ihm so sehr verschleppt, dass es im Krankenwagen vor der Türe von Schloss Dilborn noch operiert werden musste, wie uns Schwester H. erklärte. Jedenfalls habe ich gesehen, dass der Wagen sehr lange vor dem Schloss stand. Wir wurden zum Beten geschickt. Die Diagnose von Dr. P. lautete in meinem Fall wohl Blinddarmreizung. Eine Kühlung wurde nicht durchgeführt. Am kommenden Tag sollte Dr. P. noch einmal kommen. An diesem Tag waren Bundesjugendspiele, ich wollte zur Schule, um teilzunehmen, durfte aber nicht. Nach Schulschluss fuhr die Gruppe wieder nach Roermond und ich wurde vor die verschlossene Tür des Heimgebäudes der Gruppe Immerfroh auf die Steintreppe gesetzt, um auf Dr. P. zu warten. Dr. P. hat mich dann mit Verdacht auf Blinddarmentzündung ins Krankenhaus eingewiesen. Eine andere Schwester als Schwester H. hat mich begleitet. Am kommenden Tag wurde ich wegen Blinddarmentzündung operiert.

Ich erinnere mich weiter, dass ich abends in das Wohnzimmer, den Tagesraum kam und im Vorbeigehen von Schwester H. ohne Kommentar mit einem Fußtritt traktiert wurde. Schwester H. saß mit ihren Stricknadeln in einem Sessel direkt an der Tür. Wenn St., einer ihrer Lieblinge, auf ihrem Schoß saß, geschah dies besonders oft. Meine Reaktionsfähigkeit war leider nicht immer so, dass ich dem Tritt, der ansatzlos aus dem Knie der Schwester kam, ausweichen konnte. St. hat sich dann ins Fäustchen gelacht.

Ich habe auch viel geschaukelt mit dem Körper, auch nachts. Ich wurde dann barsch von Schwester

H. zurechtgewiesen. H. hat, als sie einmal vergleichbares Schaukelverhalten eines Großteils der Gruppe bemerkte, zu uns gesagt, wir seien total verrückt und mich beschuldigt, ich hätte die anderen angesteckt. Schwester H. bemerkte mein nächtliches Schaukeln im Bett und drohte mir über den Lautsprecher Strafe an. Ich habe ihr System der Beobachtung und der Lautsprecherbenutzung später entdeckt, als ich in ihrem Zimmer einmal putzte. Ich wurde, so erinnere ich mich, auch mitten in der Nacht einmal geweckt, als eine Nonne in einem anderen Haus, ich meine es war in Waldniel, verstorben war, und ich musste Schwester H., die mit dem Auto fuhr, begleiten und solange warten, bis sie die notwendigen Dinge erledigt hatte. Und das, obwohl ich am kommenden Tag wieder in die Schule musste. Wenn wir mit den Ellenbogen aufgestützt im Speisesaal saßen, wurde uns zur Strafe der Unterarm an der Tischkante entlang geschrappt, was extrem schmerzhaft war. Die Schrammen sind geblieben.

Einmal musste ich mit einer Erzieherin und einem anderen Kind während eines Urlaubs in Mohrbach in einem Ehebett schlafen. Mohrbach liegt im Hunsrück, dort wohnte eine Schwester von Schwester H. Ich musste auf Weisung der Schwestern besonders häufig beichten, weil ich ein so sündiges Leben führte. Ich fand die Sitzungen in dem dunklen Beichtstuhl sinnlos und beschämend. Ich habe den Beichtvater nicht gesehen, wie sollte ich eine persönliche Beziehung zu ihm aufbauen, die mir hätte helfen können? Das Beten war zu allen Gelegenheiten angeordnet, aber das hat mich nie berührt. Wer nicht mitmachte, wurde wie üblich bestraft: Fernsehverbot, kein Nachtschiff etc. Ich erinnere mich, dass meine Angst vor Lagerfeuern daher rührte, dass ich schon als Kind dabei immer das Fegefeuer vor Augen hatte, in das ich nach der Prophezeiung von Schwester H. kommen würde.

Herr K. vom WDR hat 2006 Gespräche mit den Lehrern geführt, die natürlich nicht nur mich betroffen haben. Herr F., der unser Sportlehrer und zugleich unser Vertrauenslehrer war, hat dort gesagt, dass wir, die Kinder aus Schloss Dilborn, nach dem Sport nicht zum Duschen durften. Ich kann mich daran nur schwach erinnern. Wir hätten, so Herr F., auch immer Kleidung mit sehr langen Ärmeln getragen, das wäre auffällig gewesen. Ich weiß natürlich den Grund, an den nackten Armen wären die Hämatome sichtbar geworden. Die damalige Klassenlehrerin, Frau H., kam vor einiger Zeit mit mir in Kontakt, als ich als Altenpflegerin ihre Schwiegermutter betreute. Sei meinte, ich sei damals eine aufsässige, unkonzentrierte Schülerin gewesen. Ich hätte ihr den Ein-

druck vermittelt, Schwester *H.* tief gehasst zu haben. Sie meinte weiter, die etwas schwierigeren Kinder aus Schloss Dilborn, zu denen sie mich auch zählen wollte, hätten schulisch keine Chance auf einen guten Abschluss gehabt, sie seien auch meist aus Schloss Dilborn in geschlossene Anstalten verbracht und im Zuge dessen von der Schule abgemeldet worden.

B. war inzwischen aus der Kinderpsychiatrie in Süchteln nach St. Bernardin in Kapellen verlegt worden. Wenn Schwester *H.* mit dem Auto unterwegs war und es sich ergab, hat sie mich dorthin mitgenommen. Ich wurde dort von ihr den Schwestern übergeben. Ich konnte mit meiner Schwester nicht allein sprechen und spielen, weil sie in einer geschlossenen Gruppe untergebracht war. Ich musste dann abends auf *H.s* Rückkehr warten. Dabei habe ich oft Angst ausgestanden, dass sie mich aus Bosheit sitzen lässt.

Nur mit Mühe gelang es mir, die Nonnen davon zu überzeugen, dass ich zur Ausbildung in die Bischöfliche Liebfrauenschule, ein Internat, nach Geldern gehen konnte. Die Wochenenden habe ich regelmäßig nicht in Schloss Dilborn verbracht, sondern bin dort im Internat geblieben. Ich wurde dann aus Schloss Dilborn angerufen, warum ich nicht käme. Offenbar passte das denen nicht, weil sie so keine Kontrolle über mich hatten. Ich habe klar gesagt, dass es mir in Schloss Dilborn nicht gefalle und dass ich lieber wegbliebe. Die Antwort war oft, dann bräuchte ich auch nicht mehr nach Schloss Dilborn zu kommen. Ich bin auch gelegentlich zu einer Freundin nach Kamp-Lintfort gefahren. Nach meiner Rückkehr nach Schloss Dilborn wurde ich von der Gruppe bewusst isoliert. Der Gruppe wurde der Kontakt zu mir untersagt, auch ich durfte nicht mit den anderen kommunizieren. Ich bekam das Essen in der Küche, nicht mit den anderen zusammen. An dem Tag, als ich aus dem Internat zurückgekommen bin, fuhr die Gruppe in den Hunsrück. Ich dürfe nicht mit, wurde mir von Schwester *H.* gesagt. Wo ich denn hin solle, fragte ich immer wieder und bekam Wut und Angst. Ich bekam zu hören: Geh hin, wo der Pfeffer wächst! Erst etwa zehn Minuten vor Abfahrt des Busses wurde mir eröffnet, dass ich in der Gruppe „Leuchfeuer“ bleiben könne.

Wenn ich abends das Heim verlassen habe, was ich nicht durfte, aber getan habe, weil ich Kontakt mit anderen Jugendlichen haben wollte, kam ich abends gegen neun oder zehn Uhr vor der verschlossenen Tür an. Die Klingel habe ich auch mal mit einem Streichholz blockiert, sie wurde dann von innen ab-

gestellt. Ich war oft todmüde. Ich wurde erst eingelassen, nachdem die Erzieher das Fernsehen ausgeschaltet hatten und zu Bett gehen wollten. Mein Eindruck war, dass ich zur Strafe sitzengelassen wurde, damit ich beim nächsten Mal früher käme oder erst gar nicht wegliefe. Ich habe in dieser Zeit nach dem Ende des Internats zu trinken begonnen, was Schwester *H.* wohl nicht bemerkt hat.

Ich möchte abschließend bemerken, dass meine Erinnerung an diese Zeit von Angst und Demütigungen körperlicher und seelischer Art geprägt ist. Ich habe mich bestraft gefühlt, als wäre ich an den Zuständen in meiner Familie schuld gewesen. In Schloss Dilborn konnte ich nicht meine Meinung sagen oder meine Gefühle zeigen, ich wurde nicht dazu aufgefordert oder angehalten. Ich fühlte mich schuldig und wurde genau in diesem Gefühl von den Nonnen und Erzieherinnen bestärkt. Ich hatte das Gefühl, dass die schlechte Behandlung, die mir natürlich bewusst war und die sogar gegenüber den anderen Kindern auffiel, eine gerechte Strafe für mich wäre.

Männer waren schlimm, das wurde mir eingetrichtert. Ich hatte immer Angst vor Männern, sie wurden von den Nonnen und Erzieherinnen als Personen geschildert, die sich nackt zeigten, insbesondere auf dem Schulweg, und wir wurden davor gewarnt. Ein sachlich zutreffendes, realistisches Bild vom Mann wurde uns nicht vermittelt. Mein Vormund war die einzige männliche Bezugsperson in meinem damaligen Leben. Herr *J.* war wohl seit meinem siebten Lebensjahr vom Jugendamt Viersen als mein Vormund bestellt. Ich habe mit ihm über die Zustände in Schloss Dilborn immer wieder gesprochen beziehungsweise versucht, mit ihm darüber zu sprechen. Ich erinnere mich, dass er sich gar nicht für mich und meine Anliegen interessierte, sondern dabei immer zur Decke schaute. Heute weiß ich, dass diese Körpersprache völliges Desinteresse beweist. Er hätte 30 Kinder zu betreuen und könne sich nicht intensiver um mich kümmern, als er dies ohnehin täte. Ich müsse einfach aushalten, war sein Kommentar, denn so gut wie jetzt wäre es mir doch noch nie gegangen. *B.* und ich, sagte er dabei einmal, hätten doch „in der Ecke in Dreck und Scheiße gelegen, wir hätten nicht einmal ein Bett gehabt“. Ich konnte zu ihm so natürlich kein Vertrauen aufbauen. Er hat offensichtlich die Berichte aus Schloss Dilborn über mich nicht beanstandet, jedenfalls nicht ein einziges Mal mit mir besprochen. Ich möchte den Pädagogen sehen, der diese „Berichte“ nach Stil und Inhalt als pädagogisch qualifiziert ansehen und bestätigen würde, dass diese dem entsprechen, was zur damaligen Zeit Stand der Pädagogik war.

Schlussbemerkung

Ich bin nach der Zeit in Schloss Dilborn durch fast alle Tiefen des Lebens gegangen. Ich war, ganz wie mir dort ja „prophezeit“ wurde, in der Gosse. Ich bin nun seit vielen Jahren in der ambulanten Altenpflege tätig, ich spiele noch heute mit Leidenschaft Fußball. Ich habe einen lieben Partner. Wenn ich heute sagen kann, dass ich mein Leben schließlich in den Griff bekommen habe, will ich nicht verkennen und deutlich machen, dass mir dies nicht zuletzt durch die Hilfe verschiedener staatlicher und privater Organisationen und auch Personen gelungen ist, denen gegenüber ich tiefe Dankbarkeit empfinde. Schade ist, dass ich die Fähigkeit, über die Dinge zu sprechen und sie zu Papier zu bringen, nicht schon viel früher entwickelt habe. Ich war viel zu sehr mit mir beschäftigt. Versuche, mit Vertretern des Ordens in ein therapeutisches Gespräch zu kommen, scheiterten an deren Desinteresse.

Der erste und vielleicht wichtigste Wunsch ist bereits in Erfüllung gegangen: Mein Anliegen ist anerkannt: Am 1. April 2009 habe ich vor dem Runden Tisch Heimerziehung in Berlin vorgetragen. Das hilft mir sehr, über die Erlebnisse hinwegzukommen. Ich bekomme nun nicht mehr gesagt, was ich mir bisher anhören musste, wenn ich über meine Zeit in Schloss Dilborn sprach: Dass ich doch herumspinnere und schrecklich übertreibe.

Eine Auswahl autobiographischer Berichte ehemaliger Heimkinder:

Döring, Marianne: Winter im Herzen – Meine Kindheit zwischen Hoffnung und Heim. Augsburg 2010

Graeber, Harry: Misshandelte Zukunft. Mainz 2001

Höeg, Peter: Der Plan von der Abschaffung des Dunkels. München 1995

Krone, Dietmar: Albtraum Erziehungsheim – Die Geschichte meiner Jugend. Leipzig 2007

Page, Regina: Der Albtraum meiner Kindheit und Jugend – Zwangseinweisung in deutsche Erziehungsheime. Leipzig 2006

Page, Regina: Stille Schreie. Leipzig 2009

Poppe, Grit: Weggesperrt. Hamburg 2009

Reinboth, Annett: Wir Kinder aus dem JWH. Leipzig 2007

Schubert, Jürgen: Mundtot – Nachkriegsbiografie eines nicht gewollten Besatzer-Kindes. Frankfurt 1999

Schünemann, Annelen: Heim-Weh. Halle 2008

Sucker, Richard: Der Schrei zum Himmel – Kinderzwangsarbeit in christlichen und staatlichen Kinderheimen. Leipzig 2008

Urmersbach, Peter: Liebe konnte ich mir nicht leisten. Damm 2009

Fluch oder Segen?

Die Heimerziehung unter katholischer Trägerschaft in den 1950er- und 1960er-Jahren *Johannes Stücker-Brüning*

Zusammenfassung

Der Beitrag beschreibt wichtige Aspekte zur Heimerziehung in katholischer Trägerschaft in den 1950er- und 1960er-Jahren. Im ersten Teil werden Daten zur Heimerziehung im Bereich der katholischen Kirche zusammengetragen, um zunächst eine Einschätzung über die bislang bekannten Größenordnungen diesbezüglich zu erhalten. Anschließend werden Anspruch und Realität katholischer Heimerziehung intensiver betrachtet: Was war das Ziel katholischer Heimerziehung und wie wurde es in der Praxis umgesetzt? Es zeigt sich, dass ein hoher, christlich begründeter Anspruch einem in den Grundzügen negativen Bild von der Realität in katholischen Heimen der Nachkriegszeit gegenübersteht. Dieser Befund wird mit Blick auf seine Hintergründe und die Anfragen, die sich daraus für die katholische Heimerziehung ergeben, diskutiert. Abschließend werden im dritten Teil Aktivitäten im Bereich der katholischen Kirche vorgestellt, die in den letzten Jahren im Bereich der Aufarbeitung und der Unterstützung der Betroffenen geleistet wurden. Dabei geht es um die Anerkennung des Leids der Heimkinder auch in kirchlichen Einrichtungen, es geht um die Entstigmatisierung dieser Menschen und um ihre Rehabilitation.

Abstract

The article describes important aspects of catholic institutional education during the 1950s and 1960s. In the first section the author presents data to provide an assessment of the extent of abuse as known so far. He continues by taking a closer look at the ideals and the reality of catholic institutional education: What was its goal and how was it accomplished in practice? It is shown that there is a mismatch between the high ideals based on Christianity and the basically negative image of reality associated with catholic homes of the post-war period. This observation is discussed with a view to the broader context and to the questions arising for catholic institutional education. Finally, section three outlines activities of the Catholic church which have been conducted in the past few years with the purpose of monitoring mistakes and supporting people who are still suffering from their consequences. Besides the recognition of the fact that even in church institutions children experienced severe distress, the